

SASHA MARIANNA SALZMANN

IM MENSCHEN
MUSS ALLES
HERRLICH SEIN

ROMAN SUHRKAMP



SV

Sasha Marianna Salzmann

**IM MENSCHEN
MUSS ALLES
HERRLICH SEIN**

Roman

Suhrkamp

Die Autor*in dankt dem Deutschen Literaturfonds für die
Unterstützung der Arbeit an diesem Roman.

Erste Auflage 2021

© Suhrkamp Verlag Berlin 2021

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43010-1

**IM MENSCHEN
MUSS ALLES
HERRLICH SEIN**

Jede erfundene Geschichte handelt von einer
wahren Begebenheit. Und um glaubwürdig zu sein,
muss ich falschliegen.

STEINEHÜPFEN

Natürlich wollte ich wissen, was passiert ist. Was überhaupt passiert ist, bevor Edi im Hof zusammengeschlagen wurde. Sie lag auf der Wiese, ihre Haare ganz bleich und schmutzig. Meine Mutter kniete neben ihr, Tante Lena brüllte die beiden zusammen. Alle drei gestikulierten, als vertrieben sie Geister. Als sie mich sahen, fingen sie an zu weinen, eine nach der anderen, wie eine Matroschka: aus den Tränen der einen wurden die Tränen der Nächsten und so weiter. Zuerst legte meine Mutter los, dann stimmten die anderen mit ein, ein Kanon an Jammerlauten, ich konnte das, was sie von sich gaben, überhaupt nicht auseinanderhalten.

Gut, warum meine Mutter nach der langen Funkstille feuchte Augen bekam, als sie mich da stehen sah, ist mir klar, aber die beiden anderen hatten wohl was miteinander auszufechten. Mutter und Tochter, die eine lag auf dem Boden, als wäre sie ein Schatten, den die andere warf. Und andersrum schien die eine aus den Füßen der anderen hochzuwachsen wie ein Strauch mit gebrochenen Zweigen. Tante Lena hatte einen grünen Hosenanzug an, der um ihren Kör-

per schlackerte, ich hätte sie fast nicht erkannt. Ich habe die Strampler ihrer Tochter getragen, ich habe an ihrem Küchentisch für Klassenarbeiten und Prüfungen gepaukt, ich habe mitten in der Nacht an ihrer Tür geklingelt, wenn ich es zu Hause nicht mehr ausgehalten habe, aber das ist lange her, und einen Moment lang war ich mir nicht sicher, ob es tatsächlich Lena war, die ihr auf dem Boden zusammengekrümmtes Kind anblaffte: »Warum treibst du dich hier draußen herum, was machst du nur?«

Edi sah ramponiert, aber nicht betrunken aus, sie behauptete allerdings im vollen Ernst, im Hof zwischen den Plattenbauten eine Giraffe gesehen zu haben. Die soll hier herumspaziert sein, mit der Schnauze ins Gras gepickt und in die Fenster der anliegenden Häuser gelinst haben. Das ist vielleicht der Osten hier, aber Giraffen haben wir, soweit ich weiß, keine, so ein Vieh gibt es hier nicht.

Edi war lange nicht hier gewesen, das merkte man an ihren Haaren, und an den Klamotten, an denen vor allem. Ich hatte mit ihr ohnehin wenig zu tun gehabt, auch als sie noch bei ihren Eltern wohnte, obwohl ich an deren Küchentisch Hausaufgaben machte. Ich war zu jung für sie, außerdem kam sie nie herein, um sich ein Brot zu machen oder einen Tee, wenn ich da war. Die Tür zu ihrem Zimmer hatte einen milchigen Glaseinsatz, durch den ich sehen konnte, wie sie das Licht an- und ausknipste, grundlos, am Tag oder am Abend, an und aus, an und aus. Irgendwann war das Glas zerbrochen, da ragten nur noch ein paar Zacken aus dem Rahmen, niemand sagte etwas dazu, ich fragte nicht nach, und bald gab es ein Ersatzglas, als sei nie etwas vorgefallen. Edi war damals ziemlich unauffällig, schwarze Haare, schwarze Jeans, schwarzes Shirt. Würde ich sie heute auf der Straße treffen, würde ich an ihr vorbeilaufen, so bunt gekleidet ist

sie mittlerweile. Ich erkannte sie nur, weil ihre Mutter neben ihr stand und sie anbrüllte. Und weil es meine Mutter war, die versuchte, den Streit zu schlichten. Wieder und wieder ging ein Reigen an Beschuldigungen los, Tante Lena fauchte meine Mutter an: »Warum verheimlichst du mir – weißt du nicht –?«, und meine Mutter zurück: »Es geht niemanden etwas an, wenn ich sterbe.«

Blöder Zeitpunkt für mich, in das Gespräch einzusteigen, sie war noch mitten im Satz, als ihre Augen an mir hängenblieben, und dann wurde sie plötzlich ganz steif, als habe die Zeit einen Sprung gekriegt. Zack. Sie sieht mich an, ich sehe sie an.

Sie hat graue Haare bekommen, irgendetwas wirkte ganz gequetscht in ihr, auch wenn sie versuchte, schick auszu-sehen. Sie färbt sich die Haare, seit einer Weile schon, die waren am Anfang des Abends bestimmt noch ordentlich frisiert gewesen, aber jetzt waren die Strähnen zerzaust, und man sah den silbernen Ansatz. Ihre Tränensäcke wölbten sich vor, aber das konnte auch daran liegen, dass ich über ihr stand, aus dieser Perspektive sieht jeder schräg aus. Sie wirkte klein, an ihrem Scheitel vorbei sah ich auf ihre Hände, in dem Netz der Linien war Dreck, vermutlich hatte sie versucht, Edi auf die Beine zu stellen.

Ich war nicht überrascht, dass sie in der Stadt war, Onkel Lew hatte mir zugesteckt, dass sie zur Fete in die Jüdische Gemeinde kommen würde, das heißt, eigentlich kam er ganz offiziell, um es mir mitzuteilen und eine Versöhnung einzufordern, eine ganz feierliche Familienzusammenführung, er kam im frischen Hemd, seine Nasenflügel blähten sich, er hatte die besten Absichten, aber ich musste ihn enttäuschen. Als er sah, dass seine Versuche nichts brachten, wollte er mir ein schlechtes Gewissen machen, mit der eigenen Mutter

breche man nicht, man habe sie zu lieben, ganz egal, was ist, aber ich denke, ich muss sie weder lieben noch nicht lieben, sie ist meine Mutter, und mehr ist dazu nicht zu sagen. Die Sache ist, wie sie ist.

Ich war einfach so an dem Abend draußen gewesen, schaute mir die Abendspaziergänger an, nichts Besonderes. Der Geruch der Straßen verändert sich in der Dämmerung, wird säuerlicher, ich mag das, aber an dem Abend roch ich verbrannten Zucker, hörte Schreie und dachte, ich sehe mal nach.

Im ersten Moment war ich froh, dass es nicht meine Mutter war, die da vermöbelt im Gras lag, dann merkte ich, dass ich nicht mehr fühlte als das. Lebe. Lass mich in Ruhe.

Vor kurzem schien es hier noch ein kleines Feuer gegeben zu haben, wir standen neben einem Haufen von verbranntem Papier, gewellte, zusammengeschnürte Bündel, überzogen mit Ruß, ganz schön eigentlich, ich glaube, es roch nach Cola, nach bitterem Karamell, der Geruch kitzelte in der Nase, Tante Lena kriegte einen Niesanfall. Wer auch immer hier zwischen den Häusern ein kleines Picknick hatte veranstalten wollen, war entweder vertrieben worden oder hatte schnell aufbrechen müssen, und was Edi damit zu tun hatte und warum die halbe Mischpoche der Jüdischen Gemeinde im zweiten Stock aus den Fenstern hing und zu uns heruntergaffte, war nicht aus den Frauen herauszukriegen. Sie weinten, wollten sich aber trotzdem keine Blöße geben. Sozialistische Manieren: Wenn man Gefühle hat, zeigt man der ganzen Welt, wie sehr man verletzt ist, aber versucht, sich zu beherrschen.

Wir standen umrahmt von Balkonen, an deren Geländer die immer gleiche Fahne flatterte, als würden ihre Besitzer vergessen, wo sie sich befänden, wenn sie nicht das Stück Stoff draußen im Wind wehen ließen. Das ist vor allem des-

halb witzig, weil bei vielen der Bewohner, zumindest bei denen, die ich kenne, die Fahne am Gitter nichts mit dem Wappen auf dem Umschlag ihrer Pässe zu tun hat.

Keine der drei wollte zurück auf die Party, im Hof liegen lassen konnte man sie auch nicht, die eine dreckig, gebleicht, verbeult, die andere mit verheultem Gesicht und dann noch meine Mutter, mit ihren zerzausten Haaren, die gerade behauptet hatte, dass es niemanden was angehe, wenn sie stirbt. Ich fragte sie, ob sie sich bei mir frischmachen wollen. Es schien mir richtig, ihnen anzubieten, sich an meinem Küchentisch auszuruhen. Wir gingen eilig, wortlos, als hätten wir Angst, dass uns jemand folgt, ich hörte das Gummigeräusch meiner Sohlen auf dem Asphalt.

Zu Hause stürzte Tante Lena gleich zum Spülbecken, hielt einen Lappen unters kalte Wasser und legte ihn Edi auf die Stirn. Ich drückte den Knopf des Wasserkochers und ignorierte die Blicke meiner Mutter, die Art und Weise, wie sie mein Sofa mit geweiteten Augen musterte, in jeder Ritze hängenblieb, als versuche sie, sich alles einzuprägen. Sie war zum ersten Mal hier, sie sah sogar die offenen Chipstüten auf dem Boden liebevoll an. Ich ignorierte die Stimme in meinem Kopf, die zischte, die Wohnung sei dreckig, klein und dunkel. Die einzige freie Wand war behängt mit einem riesigen *Path-of-Exile*-Poster, auf dem der Himmel düster war und das Blut spritzte. Es roch nach der Barbecue-Soße der Chicken Wings, die neben meiner Tastatur lagen, die Vorhänge waren zugezogen, der Computer lief, auf dem Bildschirm knallten sich Völker ab, das Rauschen des Lüfters füllte mir die Lunge.

Wir sagten eine Weile nichts. Dass Mamas Hände zittrig waren, sah ich an der Oberfläche des Tees, der Wellen schlug, als hüpfen winzige Steine darüber, aber sie hatte ein ruhiges Gesicht und ganz große Augen, als glaube sie nicht, dass sie

mich sieht. Und ich glaubte ihr auch nicht. Dass sie mich sieht.

Man kann den Menschen nicht vorwerfen, dass sie keine Helden sind, hatte sie zu mir in unserem letzten Streit gesagt, oder vielleicht war es nicht der letzte gewesen, unsere Streitereien hatten keinen Anfang und kein Ende, es war eine nicht abreiende Kette an Verletzungen. Es waren noch nicht mal Beschuldigungen, es war einfach nur Lärm. Warum sie aber – wenn es so war, dass man den Menschen nicht vorwerfen durfte, dass sie nicht besser sind, als sie sind – von mir erwartete, eine zu sein, die ich nicht sein kann, wollte sie mir nicht beantworten. Sie wollte mir gar nichts beantworten. Oder konnte es nicht. Und sie hatte keine Fragen an mich, auch jetzt nicht.

Sie sa da mit ihren silbernen Rotbuchenhaaren, die gebleichte Edi und ihre smaragdgrne Mutter daneben, alle drei wiegten die Köpfe, ganz leicht, man konnte es fast nicht sehen, es wirkte, als wrden Wellen durch ihre Schultern laufen, als wrde ihnen Strom den Hals hochflieen. ber die Oberfläche des abkhlenden Tees hpften nach wie vor Steinchen, mal schneller, mal langsamer, je nach Gre, noch ein Sprung und versenkt.

Wir gaben uns Mhe, redeten ein bisschen, fragten die Koordinaten unserer Tage ab, ganz vorsichtige Worte, ungenke Tanzschritte, aber insgesamt okay.



Abdrücke froher Gesichter in meinen Handflächen.
Die Frauen und Männer der Siebziger erhellen
wie tote Planeten die sommerliche Luft.

Serhij Zhadan, *Antenne*
aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

DIE SIEBZIGER: LENA

Aus der Nähe sah die Wand grün aus, aber Lena wusste, wenn sie nur einen Schritt zurückträte, würde sie die Streifen und Muster der Tapete erkennen, da waren schwarze Striche, wie Blumenstängel, die über Kreuz vom Boden bis hoch zur Decke liefen, aber sie schaute nicht hoch. Ihre Mutter hatte sie am Ohr gezogen und genau hier abgestellt. Sie sah auf einen grünen Fleck, da war sonst nichts, und von dem Nichts schmerzten ihre Augen. Ihr war langweilig, und sie musste pinkeln, vor allem war ihr langweilig, sie wäre aber lieber geplatzt, als auch nur ein Wort zu sagen. Sie würde nicht in die Hosen machen, dafür war sie schon zu alt, sie ging ja fast schon in die Schule, und sie würde nicht heulen, den Gefallen würde sie ihrer Mutter nicht tun. Außerdem wusste sie, dass ihr Vater bald nach Hause kommen würde, er würde sie erlösen. Er würde die Mutter anschreien, weil sie Lena angeschrien hatte, sie würde ihm alles beichten, und während die Eltern zankten, hätte sie einen freien Abend, könnte vielleicht rausgehen zu Jurij oder wenn nicht, dann in dem Buch blättern, das ihr der Vater mitgebracht hatte. Sie konnte lesen, davon war sie überzeugt. Sie erkannte zwar nicht alle Buchstaben auf dem Papier, aber wenn ihr Vater sie fragte, was da stehe, bohrte sie ihren Schneidezahn in die Zunge, kniff die Augen zusammen und hatte fast immer recht. Und ihr Vater würde sie nie anlügen, er war schließlich Lehrer. Bald würde sie auch in die Schule gehen, und dann könnte sie ihren Namen schreiben und

den der anderen Kinder vorlesen und dann noch die Tiergattungen und die ganzen Vögel, von denen sie wusste, man unterscheidet sie an dem Zickzack am Rand der Flügel und am Bogen ihres Schnabels, und vielleicht ein paar Worte mehr. Sie freute sich auf die Schule, endlich wäre es nicht mehr so langweilig, und sie müsste nicht so viel Zeit allein verbringen, weil ihre Mutter immer in der Chemiefabrik Leute anwies, durch die Gänge zu rennen, und ihr Vater von Klassenzimmer zu Klassenzimmer stolperte – vielleicht könnte sie mehr bei ihm sein, wenn sie eingeschult würde, das könnte doch sein.

Lena biss sich auf die Unterlippe, weil sie merkte, dass ihr warme Flüssigkeit in die Hose tröpfelte, ihre Faust krampfte. Sie hatte eine Tasse zerbrochen, aber nicht mit Absicht, das wusste die Mutter doch. Lena hatte sie in die Hände genommen, weil sie schön gewesen war wie sonst nichts in der Zweizimmerwohnung und auch weil es gefährlich war, sie zu berühren, ihr durfte auf keinen Fall etwas passieren. Sie war aus dünnem, kaltem Porzellan mit einem geschwungenen Henkel in der Form von Papas Ohren – unten ausgebeult, nach oben hin spitz – und hatte ein blaues Netzmuster, das von sechszackigen goldenen Schleifen durchbrochen war, die wie Fischschuppen glänzten. Unten und oben waren die Ränder fein bemalt, als sei die Tasse mit einem goldenen Faden zusammengenäht worden, und es war Lena absolut klar, dass nie jemand aus dieser Tasse trinken würde. Sie stand da als Dekor, neben einer Faun-Figur, die Lena nie anfassen wollte, weil ihre Finger danach staubig waren und weil sie Angst vor ihr hatte mit ihren behaarten Ziegenbeinen und den Hufen statt Füßen. Lena war sich nicht sicher, ob es diese Tiere wirklich gab und ob sie ihnen im Wald begegnen könnte. Ob sie alle gebogene Flöten hatten, in die sie bliesen, um Kinder

wie sie anzulocken, ob ihnen gekrümmte Hörner neben den Ohren wuchsen, mit denen sie die Kinder dann aufspießten. Lena versuchte die Figur nicht anzusehen, wenn sie an der Anrichte vorbeiging. Aber die Tasse musste sie ab und zu in den Händen halten. Sie war filigran und schimmerte wie Mamas Schmuck, an den sie erst recht nicht rankam, weil die Schatulle ganz oben im Schrank stand, und überhaupt durfte sie sich dafür nicht interessieren, meinte ihre Mutter. Die Tasse zerbrach, sie wusste nicht wie, ihre Hände waren gar nicht glitschig gewesen, Lena erinnerte sich nur an die Schreie – an den eigenen zuerst, dann an den ihrer Mutter und an den Schmerz am Ohr, und jetzt die Tapete, die sie seit Stunden, Tagen, seit einer Ewigkeit anstarrte.

Weil sie sich so verkrampfte, um nicht in die Hosen zu machen, hatte sie nicht gehört, wie ihr Vater nach Hause gekommen war. Jetzt drangen Satzketten aus der Küche durch den Flur zu ihr herüber.

»Sie hat das Leningrader Porzellan ...«

»Das ist nicht pädagogisch ...«

»Ich pfeife auf deine Pädagogik ...«

»Ich bin Lehrer ...«

»Und ich Mutter ...«

Ihr Vater versagte. Lena biss sich noch fester auf die Lippen und hob den Kopf. Sie hatte nicht gemerkt, wie er ihr auf die Brust gesunken war. Sie schaute geradeaus auf die Tapete vor ihr und versuchte, an ihre Großmutter zu denken. Mamas Mama hätte sie mit Sicherheit aus dieser Lage befreit, sie war nicht so weich und warm wie ihr Vater, sie widersprach oft und hatte eine laute und klare Stimme, genau wie ihre Tochter. Manchmal, wenn die beiden miteinander sprachen, klangen die Sätze wie Peitschenhiebe. Und jetzt peitschte die Mutter in Richtung des Vaters, und er wurde leiser und leiser,